

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. M. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.  
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678 — 10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 13.

Milwaukee, Wis., den 1. März 1886.

Kauf. No. 525.

**Inhalt.** — Der papistische Messopfergreuel. — Die Großmagd. — Einiges über Schmuck und Bier unserer Kirchen und ihrer Geräthe. — Ein Probestück modernen Landeskirchentums. — Ein gut Hausmittel wider die leidigen Nahrungsvorgänge. — Zur Kirchweihe. — Heiden und Heidenchristen. — Kürzere Nachrichten. — Wüchertisch. — Quittungen. —

## Der papistische Messopfergreuel.

Zu den köstlichen Gütern, die unser Herr Christus seiner Kirche auf Erden gegeben hat, gehört auch das Sakrament des heiligen Abendmahls, darin er zu besonderem Trost für die armen betrübten Gewissen den heiligen Leib, der für uns dahingegeben, und das kostbare Blut, das für uns vergossen ist, unter dem Brot und Wein denen, die solch Sakrament genießen, austheilen läßt als ein Siegel und Unterpfand der Gewißheit seines vollkommlichen für die Sünden aller Sünder dargebrachten Versöhnopfers, von dem geschrieben steht Ebr. 10, 14.: „Mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden;“ und Kap. 9, 28.: „Also ist Christus einmal geopfert, wegzunehmen vieler Sünden;“ und Vers 12.: „Er ist durch sein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden.“ Wenn also St. Paulus 1. Cor. 11, 26. schreibt: „So oft ihr von diesem Brote esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt,“ so will er, daß wir das heilige Sakrament begehen mit Lob und Preis des Versöhnungstodes unseres Heilandes, durch den wir von Sünde und Tod erlöst sind, daß wir nun keiner weiteren Bezahlung für unsere Sünden, keines Opfers mehr bedürfen, wie geschrieben steht Ebr. 10, 10.: „Wo aber derselben Vergebung ist, da ist nicht mehr Opfer für die Sünde.“

Doch, sagt nun der Papst, es muß noch mehr Opfer sein für die Sünde; es muß noch fort und fort geopfert werden zur Versöhnung für die Lebendigen und die Todten; und diese Opfer geschehen durch die Hand der römisch-katholischen Priester, wenn durch sie im Messopfer Christi Leib auf unblutige Weise geopfert wird. In dem großen Bekenntnis der Papstkirche heißt es:

„Wenn jemand sagt, in der Messe werde nicht Gott ein wahres und eigentliches Opfer dargebracht, oder das Dargebrachtwerden sei nichts anderes, als daß uns Christus zu essen gegeben werde, der sei verflucht.“

„Wenn jemand sagt, mit den Worten: Solches

thut zu meinem Gedächtnis, habe Christus nicht die Apostel zu Priestern eingesetzt, oder nicht verordnet, daß sie und andere Priester seinen Leib und Blut opfern sollten, der sei verflucht.“

„Wenn jemand sagt, das Messopfer sei nur ein Opfer des Lobes und der Dankagung oder eine bloße Erinnerung an das Opfer am Kreuz vollbracht, nicht aber ein Versöhnopfer, oder daß es nur dem nütze, der es genieße, und nicht für die Lebendigen und die Todten, für Sünden, Strafen, Genugthuungen und anderes, das noth ist, dargebracht werden müsse, der sei verflucht.“

Damit sind ja nun wieder wir Lutheraner samt dem Apostel Paulus unmißverständlich mit des Papstes und seiner Knechte Fluch belegt; denn wir sagen allerdings, daß unser Herr Christus in der Einsetzung seines Sakraments und dem Befehl: „Solches thut zu meinem Gedächtnis,“ nicht die Apostel zu Priestern eingesetzt und verordnet habe, daß sie und andere Priester seinen Leib und Blut opfern sollten, daß überhaupt in Christi Abendmahl kein Versöhnopfer dargebracht werde, daß am allerwenigsten für die Todten ein solches Opfer durch Priesterhand in der Kirche verordnet sei, und daß durch den papistischen Messopfergreuel das heilige, allgenugsame Sühnopfer Christi gelästert, herabgesetzt und verunglimpft werde.

Oder ist es nicht eine Lästerung des Verdienstes und Sühnopfers Christi, wenn man lehrt, daselbe sei nicht genugsam gewesen zur Tilgung unserer Schuld und Strafe, hingegen das Opfer, welches so ein elender Messopfer darbringe, schaffe eine Versöhnung für Lebendige und Todte? Heißt es nicht, dem Heiland Schimpf und Schande anthun, wenn man sein Wort am Kreuz: „Es ist vollbracht!“ als eine Lüge und eitle Prahlerei hinstellt und sagt: „Nein, es war nicht vollbracht; wir Messopferpriester müssen es erst vollbringen mit unserm Opfer für die Lebendigen und die Todten, für Sünden und Strafen und Genugthuungen und was sonst noth ist, und wenn wir sagen: Es ist vollbracht, das gilt?“ Ist es doch ein frevelhafter Raub an der Gemeinde Gottes, wenn der Papst und seine Klerisei den Christen das Heiligtum, welches ihnen ihr Herr und Heiland als sein Vermächtnis hinterlassen hat und zur Stärkung im Glauben an sein vollkommenes Verdienst, zum Trost im Leben und im Tode will ausgespendet haben, nicht nur eigenmächtig verstümmeln, sondern zu einem selbsterfundenen, erlogenen Opfer, einem lästerlichen Gaukelspiel verkehren, wodurch die Augen und Herzen der armen betrogenen Christen von dem Haupt voll Blut und Wunden abgewendet und

auf das Gemunkel und Geklingel und Geräucher am Messaltar gewiesen, zur Mißachtung des bitteren blutigen Leidens und Todes Christi und zu abgöttischem Vertrauen auf des Messopfers unblutiges Lügenopfer verführt werden. Ja wenn im ganzen Papsttum sonst alles heilig und köstlich und himmlisch wäre, so würde dies Stück Satansspiel genügen, um das Papsttum des Abheus aller Christen werth und würdig zu machen, wie denn auch Dr. Luther schreibt: „Wiewohl ich ein großer, schwerer, schändlicher Sünder bin gewesen und meine Jugend auch verdammlich zugebracht und verloren habe, so sind doch das meine größten Sünden, daß ich so ein heiliger Mönch gewesen bin und mit so vielen Messen über 15 Jahr lang meinen lieben Herrn so greulich erzürnet, gemartert und geplagt habe;“ und über seine erste Messe schrieb er später: „Mein Weihbischof, da er mich zum Pfaffen machte und mir den Kelch in die Hand gab, sprach nicht anders denn also: „Empfange die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten.“ Daß uns da die Erde nicht verschlang, das war allzugroße Gottesgeduld und Langmuth.“ Von dem ganzen Messopfergreuel aber schrieb er 1541 in seiner „Warnung an seine lieben Deutschen“: „Dies Laster übertrifft alle Wort und Gedanken, das kann niemand in Ewigkeit genug schelten oder strafen. Andere Laster hat ein jegliches seinen eigenen Teufel oder Haufen Teufel, die es treiben; aber die Opfermesse, halte ich, sei ein gemein Werk aller Teufel, da sie alle Hände, allen Rath, alle Gedanken, alle Bosheit und alle Schalkheit zusammen geschlagen und diesen Greuel gestiftet und erhalten haben.“

Fragt man aber, was denn wohl die Ursache solcher schändlichen Verkehrung des lieben Sakramentes des Leibes und Blutes Christi möchte gewesen sein, so habe ich darauf vornehmlich drei Antworten.

Die erste ist die, daß eben der Satan ein Vater der Lügen und ein Feind Christi und Seiner Kirche ist und nichts lieber thut, als den Menschen das, was Christus ihnen zu Heil und Trost mit saurer Arbeit erworben und in Liebe und großen Gnaden geschenkt hat, wieder zu rauben oder aufs scheußlichste zu entstellen und zu verkehren. Und so hat er sich denn mit besonderer teuflischer Lust an dies kostbare Kleinod gemacht und dem Papst und seinen Kotten die Hand geführt und den Antichrist ein Meisterstück machen lassen, das die armen verblendeten Menschen in des Papstes Schule anbeten, als wäre es ein hochherrliches Heiligtum.

Zum andern hat der Papst vornehmlich durch sein Messopfer es fertig gebracht, daß er und seine geschore-

nen und gesalbten Meßknechte in den Augen des armen Volks als Mittler zwischen Gott und dem Menschen dastehen, die vermöchten, was sonst niemand vermag, Christum, den Sohn Gottes auf dem Altar opfern für die Lebendigen und die Todten, leisten, was selbst der große Hohenprieester auf dem Hochaltar des Kreuzes nicht geleistet hat, die Darbringung eines Veröhnopfers, das auch solchen die Seligkeit erwerben soll, die ohne eine Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, aus diesem Leben geschieden sind. Was müssen das für wichtige Leute sein, die in einer Sprache, die das Volk nicht versteht, mit allerlei geheimnißvollen Griffen und Praktiken und umzogen von Weihrauchdunst durch ihr Opfer Gottes Zorn beschwichtigen können! Und um diesem Opferwesen noch größeres Ansehen zu verschaffen, hat man im Papsttum die Messe zu einem Hauptstück des ganzen Gottesdienstes gemacht, bis die Gemeinde, ihrer wirklichen Beteiligungs an den Handlungen des öffentlichen Gottesdienstes beraubt, nur noch eine stumme Zuhörerschaft zu bilden hatte, während der Priester vorgeblich mit Gott handelte als die einzige Person, die es wagen dürfte und vermöge ihrer priesterlichen Weihe Recht und Macht hätte, mit Gott zu handeln. Darum galt es denn auch als ein so hoch zu fürchtendes und zu scheuendes Gericht, wenn in früheren Zeiten, als seine Macht noch in Blüthe stand, der Papst über eine Stadt oder ein Land das Interdict verhängte, das heißt, einen allgemeinen Streik der Priesterschaft anordnete, daß nun keine Messen mehr gelesen werden durften, bis sich die so bestrafte dem Willen des römischen Tyrannen gefügt hatten. Recht schreibt darum Luther: „Es ist jedermann wohl wissentlich, worauf die Bistum, Domstift, Klöster, Kirchen und das ganze Reich der Pfaffen gegründet und gebauet ist, nämlich auf Messe halten, das ist, auf die ärgste Abgötterei auf Erden, auf schändliche Lügen, auf den verkehrten ungöttlichen Mißbrauch des Sacraments und auf ärgeren Unglauben denn der Heiden.“ Ja um dem Spott, den man aus dem heiligen Abendmahl gemacht hat, noch mehr Prunk umzuhängen, und um zugleich den Papst und seinen Anhang zu verherrlichen, hat man im Mittelalter ein besonderes Fest erfunden, das Fronleichnamsfest, an welchem die Hostie, welche angeblich in den Leib Christi verwandelt sein soll, in feierlicher Prozession umhergetragen und angebetet wird. Die Processionen dieses Götzfestes sind unter allen im Papsttum angestellten diejenigen, welche man mit der größten Feierlichkeit ausstattet.

Zum dritten endlich finden aber Papst und Priesterschaft bei dem Meßopfer auch ihre Rechnung für ihren Geldbeutel. Dies gilt vornehmlich von den Messen für die Todten. Noch vor wenigen Tagen sah ich in einer römisch-katholischen Kirche gleich bei der Thüre einen eingerahmten Zettel aufgehängt, auf welchem unter anderem die Gebühren für die Todtenmessen verzeichnet standen. Danach kostet ein „feierliches Hochamt“ mit Diakon und Subdiakon \$20.00; ein Hochamt \$5.00 und ein Duzend Wachskerzen, wenn die Messe punkt acht Uhr morgens anfangen kann; für jede halbe Stunde Verzögerung nach acht Uhr muß \$1.00 extra entrichtet werden. Auch werden die Leute darauf aufmerksam gemacht, daß sie ihren Verstorbenen keinen größeren Dienst erweisen können. Und worin besteht dieser Dienst? Darin, daß den Verstorbenen durch die Seelenmessen die Fegfeuerpein gemildert und abgekürzt werden soll. Weil sie diese ebenso wie das Meßopfer erlogene Feuerpein fürchten, lassen es viele auf die Beneigntheit und den guten Willen ihrer Anverwandten nicht ankommen, sondern sichern sich durch

Schenkungen oder Vermächtnisse für soandsoviel Thaler Meßopfer. Da heißt es denn: Wohl dem, der viel Geld hat, während der arme Mann von gleicher Frömmigkeit um so heißer oder länger braten muß, weil er eben arm war. Die Papstkirche aber und ihre Priester füllen dabei Kisten und Beutel. „Denn wo,“ schreibt Luther, „ist großer Gut und Geld, Schmutz und Gebäu, Gottesdienst und Andacht auf Erden angewandt, denn an die Messe? Wer hat auch die Länder ausgetheilt? Denn die Messe hat dem Papst, Bischöfen, Stiften und Klöstern fast das Meiste gegeben, und stehen alle auf den lieben Abgott, die Messe, gegründet.“

Das ist also das große papistische Heiligthum des Meßopfers. Gott der Herr bewahre in Gnaden uns und unsere Kinder vor dieser schrecklichen Entheiligung seines Namens und erhalte uns im rechten Glauben an das vollkommene, allgenugsame Sühnopfer unsers einigen Mittlers und Hohenprieesters, durch das er in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden.

G.

## Die Großmagd.

Eine Dienstbotengeschichte.

[4. Fortsetzung.]

Die alte Erlensbäuerin hatte kaum einen Schluck von dem Kaffee getrunken; die Stiche waren heftiger geworden. Sie sehnte sich recht nach dem Senfpflaster, denn das hatte ihr immer gute Dienste gethan.

Um zehn Uhr kam der Milchwagen zurück. „Gätten wirs doch von dem Johann besorgen lassen,“ seufzte die Kranke, „dann hätte ichs nun!“

Die Stunden gingen hin; es wurde Mittag, und der Erlensbauer war noch nicht zurück. Man wartete mit dem Essen bis gegen ein Uhr, da setzte man sich zu Tisch und setzte dem Bauer sein Theil in die Ofenröhre.

Zimmer lauter stöhnte die Kranke im Bett, und man wußte nicht Rath noch Hilfe.

Als um zwei Uhr der Bauer noch nicht in Sicht war, that sich die Eva kurz entschlossen den Mantel um, ließ anspannen und fuhr davon, was die Pferde laufen wollten.

Sie ließ vor der Apotheke halten und fragte in die Thüre hinein, ob ihr Herr nicht dagewesen sei nach einem Senfpflaster. Sie bekam die Antwort, das sei heute Vormittag bereits geschehen. Sofort ließ sie umlenken, besann sich aber schnell anders, indem sie sich noch ein Senfpflaster geben ließ. „Eins wird vielleicht nicht reichen,“ sagte sie. Nun befahl sie dem Knecht, nach dem „Löwen“ zu fahren. Wo konnte er weiter sein?

In der Gaststube beim Löwenwirth saßen alle Tische voll, und Herr Fritz Busch war richtig auch dabei. Er hatte sich eben den sechsten Krug Erlanger Bier kommen lassen und spielte mit drei andern Karten, als der Kellner zu ihm trat und sagte, er möge einmal hinauskommen, draußen habe jemand nach ihm gefragt.

„Gleich!“ antwortete er zerstreut und spielte weiter. Er hatte gerade ein gutes Spiel in der Hand und war von der Sache ganz hingegenommen; so entschlüpfte ihm denn die Bestellung des Kellners wieder aus dem Gedächtnis.

Das Spiel ging weiter. Eben wurden die Karten aufs neue gemischt, als eine harte Stimme dicht hinter dem Erlensbauer rief: „Nun ja, da kann man warten mit dem Senfpflaster!“

Erstrocken fuhr der Fritz herum, da stand vor ihm mit hochrothem Gesicht die Eva.

Aller Anwesenden Augen gingen nach ihr hin; der Erlensbauer wurde kirschroth und dann freidesahl. Er sprang auf und wollte etwas sagen, aber die Wuth erstikte ihm das Wort im Munde. Er ließ sein Geld liegen und stürmte zur Thüre hinaus, die Eva hinter ihm drein.

„Abföhenliches Mensch, nun ist das Maß voll, wir sprechen uns noch!“ Diese Worte hörte die Eva, während sie in den Wagen stieg. Unterwegs wurde sie von einem Reiter überholt; das war der Erlensbauer, der stürmte, ohne ein Wort zu sagen, vorüber.

Der Kopf wurde ihr heiß; Entrüstung und Schmerz brachten ihr das Blut ins Rothen. Es war ihr eine ordentliche Wohlthat, als es anfang zu schneien und die kalten Flocken ihr die heißen Backen kühlten. Allmählich aber fand sie die Bestimmung wieder und sie nahm sich vor, mit ihrem Herrn in aller Ruhe ein ernstes Wort zu reden.

Ihr Vorsatz sollte aber nicht zur Ausführung kommen, denn kaum war sie in das Haus getreten, als der Erlensbauer wie ein Rasender auf sie dreinfuhr: „Teufel, nun hast du das Aeußerste gethan! Mich vor der ganzen Gesellschaft zu blamiren — dessen ist nur ein Drache fähig, wie du einer bist! Lange genug hab ich mir deine Unverschämtheit gefallen lassen — nun ist's aus! Packe deine Sachen und verlaß das Haus! Deinen rückständigen Lohn werde ich dir auf den Tisch legen; morgen früh bist du hinweg! Ich wünsche nicht, dich noch einmal zu sehen! Begegnest du mir, ich stehe für nichts!“

Er stieß noch einen schrecklichen Fluch hervor, der sich nicht gut aufs Papier bringen läßt; dann stürmte er die Treppe hinauf in seine Kammer.

Die Eva stand starr und keiner Bewegung fähig, bis sie sich von zwei Armen umschlungen fühlte und herzbrechendes Weinen an ihrem Hals vernahm. Frau Käthe war es, die durch die offene Stubenthür die ganzen Reden mit angehört hatte. Sie gebärdete sich wie eine Verzweifelte und ließ sich von Eva in die Stube nachziehen.

„Was hast du gethan, Eva?“ fragte sie nach einer Weile, nachdem sie einigermaßen wieder zu sich gekommen war.

„Meine Pflicht!“ versetzte die Eva bestimmt. „Wenns Keiner thut, so hab ichs thun müssen!“ Und sie erzählte den ganzen Hergang.

„Und nun sollst du fort?“ jammerte Frau Käthe. „Nein, das darf nicht geschehen!“

Damit sprang sie die Treppe hinauf nach ihres Mannes Kammer. Sie fand diese verschlossen.

„Fritz, Fritz!“ rief sie in tausend Aengsten. Keine Antwort. Sie schlug mit den geballten Fäusten gegen die Thüre und schrie noch lauter; da ging endlich der Kiegel zurück, und sie trat hinein. Mit heißem Ungestüm fiel sie dem Gatten um den Hals. „Du hast dich übereilt, Fritz! Du mußt dein Wort zurücknehmen. Die Eva hats nicht böß gemeint. Hättest du nur die Mutter stöhnen hören. Wir wußten uns keinen andern Rath!“

Fritz riß sich mit einem heftigen Ruck aus den Armen seines Weibes los. „Kein Wort mehr, es ist alles verlorenes Reden! Es ist nicht das einzige, was die Eva bei mir auf dem Achsel hat. Ich habe lange genug an mich gehalten. Wer ist hier Herr im Haus, die Eva oder ich? Sie hat gedacht,

sie wäre es; jetzt will ich ihr zeigen, daß ich es bin. Die Eva ist der Teufel im Haus; es kann nicht eher Frieden werden, bis der fort ist!"

"Ach Fritz!" jammerte Frau Käthe von Neuem auf, "bedenke doch, was wir an der Eva haben! Es mag dir manches an ihr nicht gefallen; aber wer ersetzt uns das Kapital, das wir an ihr verlieren?"

Der Erlsbauer lachte laut auf. "Kapital an der verlieren?" rief er; "so eine kann man an jeder Landstraße auflesen. Es bleibt dabei, das Ungetüm muß aus dem Haus!"

Noch einmal machte Frau Käthe einen Anlauf, den Wüthenden umzustimmen; als sie aber erfahren mußte, daß sein Grimm auch gegen sie selbst entbrannte, verließ sie mit tausend Schmerzen und bitteren Thränen die Kammer.

Die ganze Nacht hat auf Evas Gemach Licht gebrannt. Sie packte ihre Habseligkeiten zusammen und Frau Käthe saß dabei und sah ihr zu. Sie weinte nur immer; sie war ganz entzwei, und die Eva hatte vollauf zu trösten, obwohl sie selbst des Trostes so bedürftig war.

Um vier Uhr weckte sie die Mägde und gab ihnen die Schlüssel heraus. Schluchzend drückten diese der Großmagd die Hand; dann lief die Karoline zum Andres und wollte ihn wecken. Der aber war schon auf, und die Knechte waren auch bereits alle aus den Federn.

Bald war das ganze Dienstpersonal im Milkeller versammelt. Alles weinte und klagte, als die Eva in Reisekleidern erschien und zu dem Hofmeister sagte: "Laß anspannen, Andres, ich muß fort von hier!" Der Andres rührte sich nicht vom Fleck, als könnte er noch nicht glauben. Aber die Eva drängte in ihn: "Spüte dich, Andres, der Herr hat gesagt, ich solle ihm nicht mehr unter die Augen kommen!"

Der Andres schüttelte sich, als hätte er einen Fieberschauer, reichte der Eva die Hand und sagte dumpf: "Nun denn adies, Evchen. Ich denke aber, wir sehen uns nicht das letzte Mal!"

"Das weiß der liebe Gott!" versetzte die Eva, und reichte gefaßt allen Dienstboten die Hand.

Die Knechte hoben den Koffer auf den vorgefahrenen Wagen, der Großknecht nahm die Zügel, die Großmagd stieg auf, und das Gefährt rollte zum Thor hinaus.

### Siebentes Kapitel.

Welches sich auch nicht sehr erbaulich anhört.

"Nun sag mir nur in aller Welt, wo die neue Großmagd bleibt!" rief an einem Sommervormorgen die Bäuerin der in die Küche tretenden Magd entgegen. "Ich zerarbeite mich nun schon eine volle Viertelstunde an dem Kuchenteig und bin wie aus dem Wasser gezogen. Hast du sie nicht gesehen?"

Auf die verneinende Antwort befahl Frau Käthe der Magd, die Großmagd sofort zu suchen und herbeizuschaffen.

Das Mädchen suchte den ganzen Hof und die Ställe ab — vergebens. Endlich fand sie die Großmagd im Garten beim Abnehmen von Rindpflaumen. "Hier sind Sie? Den ganzen Hof habe ich schon nach Ihnen abgesehen. Die Madam verlangt Sie in die Küche zum Aufmaddeln."

Die Großmagd machte ein verdrießliches Gesicht. "Aber in aller Welt, in zwei Theile kann ich mich doch nicht theilen! Die Frau verlangt mich in die Küche, und der Herr schickt mich in den Garten.

Wie soll man da zurecht kommen? Man weiß hier nicht, wem man angehört. Von zwei Seiten wird kommandirt, und in der Regel läuft das eine Kommando dem andern in die Quere."

"Ich dachte, Sie wären für die Frau da und nicht für den Herrn," meinte die Magd."

"Ja, das sagst du wohl," eiferte die Großmagd, indem sie die abgenommenen Pflaumen hastig in die Schürze that und mit der Magd den Rückweg antrat, "aber der Herr redet ja der Frau in allem drein, und thue ich ihm den Willen nicht, herrsch habe ich einen bösen Tag. Das halt ein Mensch auf die Dauer aus! Ich werde hier nicht lange bleiben."

In der Küche angelangt, bekam die Großmagd Vorwürfe von der Bäuerin. Als die letztere aber erfahren, daß der Befehl des Herrn sie in den Garten bordingt hätte, wurde sie still und seufzte leise vor sich hin.

Auf den Michaelistag sagte die neue Großmagd, die die Sache nun satt hatte, den Dienst auf, Karoline und Marie desgleichen. Das war für die Bäuerin ein Unglück, denn nun war Niemand mehr da, der die neuen Mägde anlernen konnte, und sie mußte es selbst thun. Sie hätte es auch gern gethan, wenn nur eben nicht ihr Mann in alles dreingeredet hätte.

Ein wahres Glück war es für sie, daß im folgenden Frühjahr die Scheune abgerissen wurde, um durch eine neue ersetzt zu werden; so war doch der Fritz von den Dingen abgezogen, die er nicht verstand.

Er hatte im letzten Jahr eine leidlich gute Ernte gemacht, da war ihm der Ramm wieder geschwollen und der Ruth gewachsen, den längst geplanten Neubau zu unternehmen. Natürlich mußte der Jude Aaron wieder herhalten, und der Aaron war gut, er gab die geforderte Summe ohne Umstände her. Es waren nun gerade fünfundzwanzigtausend Thaler.

Diesmal gings mit dem Bau geschwinde, bis zum Spätherbst stand die Scheune fix und fertig da. Das Getreide stand derweile draußen in Schubern auf dem Felde. Der Erlsbauer ließ sich eine Dampfmaschine kommen und gleich an Ort und Stelle dreschen. Die Miethe einer solchen Maschine kostete pro Stunde einen Thaler. So viel mußten die anderen Leute auch bezahlen, aber dem Erlsbauer traf das Unglück, daß bald nach Beginn des Dreschens Regenwetter eintrat; da stand die Maschine still, verlangte aber gleichwohl pro Stunde einen Thaler. Das wurde ein kostspieliges Vergnügen.

Und so ging es weiter. Die alte Erlsbäuerin, welche den Krebsgang mit ansehen mußte, wurde alle Tage weniger; sie härmte sich das bißchen noch in ihr vorhandene Leben vollends ab, und der Doctor nahm eines Tages die Frau Käthe ernst beiseite, indem er fragte: "Hat Ihre Mutter ihr Haus bestellt? Sie sehen es ja wohl selbst, daß sie nicht mehr lange zu leben hat."

Frau Käthe seufzte tief. Ach, auch die letzte Zuflucht sollte ihr noch genommen werden! Wo hatte sie nun noch ein Herz, an dem sie sich ausweinen konnte? Sie stand allein, ohne Trost und ohne Hoffnung.

Der Doctor hatte recht: nach drei Wochen that Frau Erdmuth den letzten Athemzug.

Es ist ein eigen Ding um ein Todtengesicht, wenns so still und bleich im Sarg daliegt. Es hat die Augen zu und schaut einen doch durchdringend an; es hat den Mund zu und redet doch mit einem mächtig und gewaltig. Man denkt da an alles, was man an dem Todten gehabt. Was man gutes von ihm empfangen, das lernt man nun erst recht würdigen; bei seinen Lebzeiten hatte man es entweder übersehen oder wieder vergessen. Nun möchte man ihm recht dankbar sein, aber er ist todt. Weiter fällt einem ein, was man all die Zeit her Uebles gethan, und möchte es ihm nun alles abbitten, aber er ist todt, man kommt damit zu spät, und die Neue würgt am Herzen und preßt einem bittere Zähren heraus.

Den Erlsbauer hatte der Tod seiner Schwiegermutter ganz auffallend erschüttert. Im Anblick der Todten möchte es ihm wohl erst recht klar werden, wieviel Herzeleid er der Frau eingerührt habe, der er doch all sein irdisch Hab und Gut zu danken hatte, wie oft er ihren Rath schneide abgewiesen, wie oft er hart und lieblos gegen sie gewesen.

In ihrem Sterbelager sank er seinem Weibe um den Hals und weinte wie ein Kind.

Frau Käthe wußte nicht, wie ihr geschah. Das war ihr lange nicht mehr wiederfahren, daß ihr Mann so lieb und zärtlich zu ihr war, und durch ihren Schmerz zog ein leises Gefühl heimlicher Bitterkeit, als dürfte sie hoffen, daß die Todte einen Segen hinter sich gelassen, daß der Verlust einen Gewinn mitbringen möchte. "Ich habe die Mutter verloren — ach, vielleicht gewinne ich nun meinen Mann, vielleicht kommt er nun zur Besinnung und wird ein anderer Mensch!" —

Sier Wochen nach dem Begräbniß, an einem schneeweissen, bitterkalten Dezembertag fuhr der Erlsbauer mit Weizen nach Fahrenstedt. In eine dicke Wollendecke gewickelt saß er auf dem vordersten Gespann bei dem Knecht in der Kiepe und hörte kaum, wie auf dem Marktplatz eine Stimme rief: "Heda, Fritz, sieht man dich endlich einmal wieder?!"

Er hatte keine Lust, sein Gesicht dem schneidenden Zugwind auszusetzen und schüttelte den Kopf, als der Knecht fragte ob er anhalten sollte. Aber die Stimme rief noch lauter: "Heda, Fritz, ist dir denn das Trommelfell eingefroren? So halt doch einmal still und laß ein vernünftiges Wort mit dir reden!"

"Ach, du bist, Heinrich," antwortete der Fritz langsam und reichte einem jungen Manne die Hand, der in der Stadt eine große Rolle spielte. Sein Vater, der Getreidehändler Adam Hirsch, hatte ihm ein ansehnliches Vermögen und ein blühendes Geschäft hinterlassen. Aber der Heinrich war ein etwas lockerer Zeisig und Stammgast im "Löwen".

"Wir dachten schon, du wärst krank," fuhr der Heinrich fort. "Bist du denn dem "Löwen" ganz untreu geworden?"

"Weißt du nicht, daß wir vor vier Wochen meine Schwiegermutter begraben haben?"

"Ach entschuldige, daran habe ich nicht gedacht. Ich denke aber, vier Wochen sind eine lange Zeit, da hast du genug trauern können. Nun laß die trüben Gedanken und komm in den "Löwen" — oder ist etwa die Eva wieder draußen auf dem Erlsbauerhof, he?"

Der Erlsbauer wurde blutroth; er ärgerte sich über die schädelige Anspielung und sagte mit erzwungenem Lachen: "Kannst auch bei sechzehn Grad

Rätte deine faulen Witze nicht lassen? — Fahr zu, Christoph!

Die Pferde zogen an, und der Spottvogel mußte schweigen. Den Erlauben wurmt die Stichelei immer mehr, bis er sich entschloß, ferneren Witzreden entgegenzutreten durch seine persönliche Erscheinung im „Löwen“.

(Fortsetzung folgt.)

### Einiges über Schmuck und Zier unserer Kirchen und ihrer Geräthe.

Der schönste, höchste und nöthigste Schmuck eines christlichen Gotteshauses ist die reine Lehre des Wortes Gottes und eine andächtige Gemeinde, die sich einmüthig erbaut auf ihrem allerheiligsten Glauben und ihrem Gott als sein Volk williglich dient im heiligen Schmuck. Wo diese Stücke sich finden, da ist das schlichteste, einfachste Kirchlein eine Stätte, daran fromme Christen und Gott und seine heiligen Engel ihre Freude haben; und wo sie fehlen, da ist die äußerlich noch so herrlich geschmückte Kirche eine Mördergrube, die Gottes Kinder meiden sollen, so lieb ihnen ihre Seele ist.

Aber wenn nun Christenleute den Ort, da Gott der Herr seines Namens Gedächtnis gestiftet hat und zu ihnen kommt, sie zu segnen, auch äußerlich anmüthig und würdig einrichten, daß schon das Auge durch die Ausstattung des Kirchenraumes sich angezogen fühlt, während hingegen alles möglichst vermieden ist, das die Andacht stören könnte, so ist das gewiß nicht verwerflich, sondern löblich und wohl werth, daß man auch mit Sorgfalt und Verständnis dabei zu Werke geht.

Daß es Gott nicht mißfällig ist, wenn wir die Gebäude, in denen die christliche Gemeinde sich zum Gottesdienst versammelt, auch schmücken und zieren, geht daraus hervor, daß die Hütte des Stifts im Alten Bunde nach Gottes Vorschriften auch mit Schmuck und Zier ausgestattet war, und daß der Herr Zebaoth den kostbar mit mancherlei Schmuck und reicher Pracht ausgezeichneten Tempel zu Jerusalem mit seiner gnädigen Gegenwart heiligte. Das hätte nicht sein können, wenn Gott an Schmuck und Zier solcher Häuser, die seinem Dienst geweiht sein sollen, einen Greuel hätte. Wenn also ganze Gemeinden, wenn Confirmanden, wenn einzelne Personen durch Stiftungen zur Schmückung des Gotteshauses der Stimme ihres Herzens: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses,“ Ausdruck verleihen, so dürfen sie gewiß sein, daß solche Werke, als zu seiner Ehre gethan, Gott angenehm sind.

Aber freilich soll auch in dieser Hinsicht alles ehrlich und ordentlich zugehen. Zunächst soll die Schmückung des Gotteshauses nicht der Willkür des Einzelnen anheimgegeben sein. Das Kirchgebäude gehört der ganzen Gemeinde, und so wie ich es nicht leide, daß mir jemand an oder in meinem Hause, ohne mich zu fragen, etwas anbringt, das er für schön hält, und dann verlangt, daß ich solchen aufgenöthigten Schmuck, der vielleicht in meinen Augen eine arge Verunzierung ist, unangetastet lasse, so muß auch, was zur Schmückung der Kirche geschieht, mit Zustimmung der Gemeinde geschehen. Damit ist nicht gesagt, daß in jedem Falle die Gemeinde erst abgestimmt haben müsse, ob dies oder jenes nach ihrem Sinne sei. In vielen Fällen wird man vielmehr im Voraus ganz zweifellos voraussetzen können, daß die Gemeinde nicht nur zufrieden, sondern dankbar erfreut sein werde, wenn ein gewisses Stück kirchlichen Schmucks gestiftet wird. Das gilt besonders bei Ausschmückungen der Kirche zu sich wider-

holenden festlichen Gelegenheiten, wie zum Kindergottesdienst am heiligen Christfest, zu Missionsfesten oder Erntefesten, zum Pfingstfest, Gelegenheiten, bei denen auch die Art der Ausschmückung schon durch das Herkommen bestimmt ist. Sobald man hingegen Grund hat im Zweifel zu sein, ob etwas der Gemeinde oder einzelnen Gliedern nicht vielleicht störend oder anstößig sein würde, so wird man wohlthun, sich zuvor das Gutachten der Gemeinde einzuholen.

Auf würdigen Schmuck des Inneren einer Kirche ist zunächst zu achten bei Neubauten oder wo eine Kirche umgebaut werden mußte. Da gilt es darauf zu sehen, daß Altar, Kanzel, und was sonst zur Einrichtung einer Kirche gehört, in würdiger Ausstattung hergestellt werde, so weit es die Mittel erlauben, daß z. B. die Kanzel nicht wie ein Schwalbennest in schwindelnder Höhe angebracht werde, daß sie auch nicht zu eng gerathe und der Pastor dann wie in einem Bombenmörser stehen muß, darin er sich kaum rühren kann. Sind Altar und Kanzel von den Zimmerleuten fertig gestellt, so kommt noch des Anstreichers Arbeit in Betracht. Es versteht sich, daß beide Stücke im Anstrich mit einander übereinstimmen sollten, nicht der Altar himmelblau, die Kanzel aschgrau, sondern beides entweder weiß mit vergoldeten Verzierungen, oder beides in Holzmanier, wie Ahorn, Nuß- oder Kirschholz. Besonders aber hüte man sich vor den heutzutage beliebten chinesischen und japanesischen Figuren, die allenfalls für einen Eisenbahnwagen oder ein Opernhaus, nicht aber für eine Kirche passen.

Haben auch die Maler ihre Schuldigkeit gethan, so kommt nun die Altar- und Kanzelbekleidung in Betracht. Auch hierbei muß unkirchlicher Prunk und Flitter vermieden werden. Auf den Altar gehört zunächst eine schwarze Altardecke. Hiesfür empfiehlt sich, wenn man nicht echten Sammet, der eben sehr theuer ist, verwenden kann, nicht Wollen- oder Baumwollentplüsch oder billiger Sammet, der doch bald häßlich und fleckig wird und Brüche bekommt, sondern ein gutes Tuch, das kernig im Faden und ächt in der Farbe ist. Erlauben die Mittel nicht einen Besatz von ächten Gold- oder Silberfranzen, so nehme man nicht billige Metallfranzen, die doch bald schwarz oder auch grün werden; nicht Glasperlenbesatz, der wohl für einen Frauenmantel, weniger aber für eine Altardecke schicklich ist; sondern man wähle dann lieber einen einfachen und möglichst schweren Besatz aus Wollenfaden oder Schnur. Die herabhängenden Theile der Tuchdecke werden am besten fest angezogen, so daß sie knapp an den Seiten des Altars anliegen, indem ein Faltenwurf auch mehr an weltliche Drapierung erinnert. Will man die schwarze Altardecke nur in der Fastenzeit verwenden, so kann man für die übrigen Zeiten eine Decke von anderer, am besten dunkelgrüner Farbe anschaffen.

Ueber das dunkle Altargewand wird man oben auf dem Altar und so, daß nur eine schmale Kante überhängt, ein weißes Altartuch breiten, das am Rand mit möglichst einfacher Weißstickerei eingefast ist. Die Leinwand zu diesem Tuche wähle man nicht zu glatt, sondern nehme einen Stoff, in dem die Fäden noch recht deutlich zu sehen sind. Für die Bekleidung der Kanzelbrüstung und des Kanzelpultes wähle man denselben Stoff und denselben Besatz wie für das dunkle Altargewand.

Für die Abendmahlsfontaine mögen noch zwei kleinere weiße Tinnentücher angeschafft werden, eins, worauf die Abendmahlsgeräthe gestellt, und eins, womit sie vor der Abendmahlsfeier und nach derselben zugedeckt werden. Will man diese Tüchlein außer mit

einer einfachen Randverzierung noch mit einer Stickerei schmücken, so empfehlen sich als passende Sinnbilder Kreuz und Kelch, oder Weizenähren und Weintrauben.

(Fortsetzung folgt.)

G.

### Ein Probestück modernen Landeskirchentums.

In holländischen kirchlichen Kreisen hält man gegenwärtig die Blicke mit gespannter Aufmerksamkeit auf Amsterdam und die daselbst eingetretenen kirchlichen Verwickelungen gerichtet.

Nach der in ihren Grundzügen aus dem zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts stammenden niederländischen Kirchenverfassung ist, wie seiner Zeit der berühmte holländische Schriftsteller Bilderbijk es ausdrückte, die allgem. reformirte Kirche in den Niederlanden ein Gebiet, in welchem „die Wahrheit gebuldet wird unter der Bedingung, daß diese auch die Lügen dulde“. Daher hat sich denn auch schon in den dreißiger Jahren unter schweren Kämpfen und Drangsalen eine separirt reformirte Kirche der Niederlande abgezweigt, bestehend aus Leuten der strengeren Richtung, die mit Darbringung großer Opfer ihr Kirchenwesen aufrecht erhalten. Doch waren auch in der Landeskirche noch Elemente verblieben, die an den alten Bekenntnissen der reformirten Kirche festhielten, sich als den eigentlich allein berechtigten Kern und Grundstock der niederländischen Kirche, die von den Bekenntnissen Abgewichenen hingegen als Eindringlinge, die mit allem Ernst zu bekämpfen seien, ansahen und sich so über ihre Stellung Geduldeter hinwegtäuschten. Die Oberleitung war beflissen, durch mancherlei Mittel die verschiedenen Bestandtheile zusammenzuhalten.

Eins dieser Mittel bestand nun darin, daß man Gemeinden, welche Bedenken trugen, Leute, die den alten Glauben verlassen hatten, als Mitglieder aufzunehmen, anhielt, diesen Leuten ein Zeugnis über „gutes Betragen“ auszustellen. Mit diesem Zeugnis konnten sie dann zu einer anderen Gemeinde gehen, welcher ihr Glaube genügte, und sich da vom Kirchenrath ein Zeugnis der Rechtgläubigkeit geben lassen. Damit kehrten sie dann zur ersten Gemeinde zurück und mußten als mit vollen Zeugnissen versehen, in die Gemeindegliederliste eingeschrieben werden. Diese Praxis ist die Veranlassung geworden zu dem gegenwärtigen Kampf in Amsterdam.

Bei dem Kirchenrath der Gemeinde Amsterdam meldeten sich nämlich vor einiger Zeit mehrere junge Leute und verlangten Zeugnisse. Der Kirchenrath, der sich nicht dazu verstehen wollte, Leuten, welche die Lehre des Wortes Gottes verwerfen, krumme Wege in die Gemeinde zu bahnen, verlangte von ihnen, daß sie ihre Uebereinstimmung mit dem Apostolischen Glaubensbekenntnis aussprechen sollten, und als die jungen Leute offenbar wurden als solche, die selbst die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens leugneten, weigerte sich der Kirchenrath mit Berufung auf Gottes Wort, die verlangten Zeugnisse auszustellen. Die jungen Leute wandten sich nun an die Classis und, als diese die Handlungsweise des Kirchenraths guthieß, an die Provinzial-Kirchenbehörde. Diese entschied, die Leute hätten ein Recht, solche Zeugnisse zu fordern, und wies den Classis und Kirchenrath an, dieser Entscheidung gemäß zu handeln.

Nun aber kam der Kirchenrath bei der Synodal-Commission, der nächsten Instanz, um Kassirung des Urtheils der Provinzial-Kirchenleitung ein. Doch die Commission weigerte sich, das Gesuch in Erwägung zu ziehen und wies den Kirchenrath an, dem Spruch des Directoriums zu gehoramen. Bis zum 8. Januar hatte der Kirchenrath Bedenkzeit; verlief die gestellte Frist, ohne daß man sich gefügt hatte, so mußte das Classical-Directorium handelnd eintreten.

Der Kirchenrath blieb standhaft. Aber schon zwei Tage ehe der festgesetzte Termin verstrichen war, am Morgen des 6. Januar, wurde in einer Sitzung des Classical-Directoriums über alle die Prediger, Aeltesten und Diakonen, welche in dem Streit für die Gemeinderechte eingetreten waren, die Suspension verhängt.

Aus diesem Umstand, daß die Behörde den Ablauf der Bedenkzeit nicht abwartete, ließ sich schon bei dem Eintreffen der ersten Nachrichten vermuthen, daß außer der Zeugnisangelegenheit noch andere Punkte vorlagen, welche das Directorium zum Eingreifen veranlassen konnten. Und so war es auch. Spätere Berichte in holländischen Blättern, wie in der Zeitschrift „Bazuin“, woraus „De Hope“ Auszüge bringt, reden von einem neuen Artikel zu dem „Reglement“ für die Verwaltung der Gemeindegüter, den der allgemeine Kirchenrath angenommen und zum Gesetz erhoben habe. Dieser Artikel bestimmt, was zu geschehen habe, falls sich der Kirchenrath in der Erfüllung seiner Pflicht vor das Wort gestellt sehen sollte: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Als Umstände, unter welchen dies eintreten könnte, werden namhaft gemacht: Suspendirung oder Absetzung eines oder mehrerer Kirchenrathsmitglieder, Anfechtung der Rechte des Kirchenraths, Eingriffe einer anderen Behörde in die Angelegenheiten der Gemeinde und die Verrichtungen und Obliegenheiten des Kirchenraths. Es liegt auf der Hand, daß die Spitze dieses Artikels zunächst gegen das Classis-Directorium gerichtet ist, und dieses ist denn auch schleunigst zu energischer Maßregelung geschritten und hat sich dabei auf ein Gesetz gestützt, welches unter gewissen Umständen, die allerdings in diesem Falle nicht vorzuliegen scheinen, ein sofortiges Eingreifen seitens der genannten Behörde rechtfertigen soll. Unter den suspendirten Predigern werden genannt Dr. Kuyper, P. Van Son, C. Van Schelven, W. H. Van Voon, N. A. De Gaay Fortman, P. J. Karssen.

Ferner ritt nun die Behörde über den Kirchenrath hinweg und stellte gegen dessen Willen jene verlangten Zeugnisse aus. Auch wurden dem Kirchenrath seine sonstigen Obliegenheiten abgenommen. Pastor Westhoff nahm mit drei Polizeiagenten Besitz von dem Versammlungslokal des Kirchenraths, um den Kirchenrathsgliedern, die sich zu einer Versammlung einfanden, den Zutritt zu wehren. Auch hat man mit einem Brecheisen die Brandkassette der Diakonie aufgesprengt und andere gewaltsame Maßregeln ergriffen.

Indes haben die verdrängten Prediger gleich am Sonntag nach ihrer Suspension in verschiedenen Theilen der Stadt das Volk in gemietheten Sälen um sich gesammelt und Gottesdienst gehalten, und zwar unter so starker Betheiligung, daß in den Kirchen wenig Leute zu sehen waren. Doch ist man keineswegs gewillt, die Kirchen so ohne weiteres preiszugeben, und um die Neue Kirche ist der Kampf schon von beiden Seiten eröffnet, wie denn überhaupt die Eigentumsfrage in diesem Streit eine sehr hervorragende Rolle zu spielen haben wird. In Amsterdam wird die Kirchenfrage in

den Blättern eingehend erörtert, und es wird z. B. im „Courant“ sehr entschieden die vollständige Trennung von Kirche und Staat befürwortet. Auch hoffen die Freikirchlichen in allen Theilen des Landes, daß diese Gewaltthätigkeiten der staatskirchlichen Behörden den altgläubigen Gliedern der Landeskirche endlich möchten die Augen geöffnet haben für die Huldlosigkeit des heutigen Landeskirchentums, das zwar nicht mit Aufgabung, doch aber mit härentagiger Rücksichtslosigkeit und ohne der Gewissen und der Rechte der Gemeinden und der einzelnen Christen zu schonen, vorzugehen imstande und bereit ist. Ein holländisches Blatt sagt: „Wir christlich Reformirten mußten vor fünfzig Jahren zehntausende an Geldbußen und für Einquartirung bezahlen, von den Gefängnissen gar nicht zu reden, und mußten obendrein für den Unterhalt unserer Prediger sorgen. Nun mögen unsere viel reicheren reformirten Brüder zeigen, daß sie etwas übrig haben für die Wiederherstellung der reformirten Kirche in den Niederlanden.“

Warum wir dies unsern lutherischen Lesern berichten? Damit sie daran aufs neue dankbar erkennen und hochschätzen lernen das hohe Gut der kirchlichen Freiheit, deren wir bisher unter Gottes Schutz in diesem unserm Lande genießen, und daß sie mit neuer dankbarer Freudigkeit sich willig und gerne bereit finden lassen, von dem, das ihnen Gott an irdischem Gut beschert, zur Erhaltung ihrer Kirchen und Schulen und ihres ganzen Gemeinde- und Synodalwesens darzustellen, was vonnöthen ist. G.

### Ein gut Hausmittel wider die leidigen Nahrungsjorgen.

Mit Gebete einzunehmen!

#### VII.

Und spare!

Endlich kommt dann der Spruch: Spare in der Zeit, so hast du in der Noth. Es wird manchem die Zeit lang gewährt haben, ehe der Spruch zum Vorschein gekommen ist. Unser natürlicher Unverstand meint, zur Vermeidung der Nahrungsjorgen sei das Sparen das erste und kräftigste Hausmittel. Es ist aber gerade das letzte und unkräftigste. Wir wollten den rechten Weg erforschen, auf dem wir die Nahrungsjorgen vermeiden oder überwinden könnten; da mußte Gottes Ordnung beibehalten werden. Erst nachdem die vielen Tausende in der Wüste gefättigt waren, befahl der Herr, die übrigen Brocken zu sammeln. Ich habe mich oft gewundert, wie es doch hat geschehen können, daß etwas übrig geblieben ist. Nicht deshalb, weil der Herr nicht genug gegeben hätte. Er giebt immer reichlich. Und wenns noch zehnmal so viel Tausende gewesen wären, sie wären Alle satt geworden. Alles, was lebet, zehrt täglich an unsers Herrn Jesu Tisch. Ich habe mich deshalb gewundert über die übrig gebliebenen Brocken, weil ich mir dachte, ein jeder würde sich beeilt haben, den Rest dieses Wunderbrotes an sich zu nehmen theils zum Vorrath auf den Nachhauseweg, theils für Verwandte und Freunde, die nicht dabei gewesen waren, theils zur eigenen Erinnerung an das erlebte Wunder. Aber so sind die Menschen, nicht bloß die damals mit dabei waren, sondern auch die, welche dies jetzt lesen. Wenn Mangel da ist, so verzagen wir und zeigen uns geizig. Wenn Ueberfluß da ist, so werden wir übermüthig und verschwenden. Da liegen sie die edlen Brocken herumliegen, von denen jetzt

einer, wenn er zu haben wäre, mit schwerem Gelde bezahlt würde. Die Jünger sind nicht besser. Der Herr muß es ihnen erst befehlen, die übrigen Brocken einzusammeln! Er will uns damit die gute Lehre geben, daß wir auf seine Hilfe vertrauen, ihn aber auch nicht versuchen sollen. Jetzt war noch Vorrath da. Wenn sie den liegen ließen, hätten sie Gott versucht. Wer etwas sparen kann und thut's nicht, der darf auch nicht denken, daß er die Nahrungsjorgen werde vermeiden können. Der Herr drückt den Jüngern wohl ein. Sie müssen Spreukörbe auf den Rücken nehmen, und jeder seinen Korb voll mit hinweg tragen. Sie trugen die Erfüllung der Verheißung: „Ein voll, gedreht, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schooß geben“ in den brotgefüllten Körben auf ihrem Rücken daher. Und doch konnten sie bald nachher, wie Matth. 16, 7. erzählt wird, wieder zaghaft werden, weil sie „nicht hatten Brot mit sich genommen!“ O Unglaube, wie tief steckst du im menschlichen Herzen!

Nun, lieben Brüder und Schwestern in Christo Jesu, noch ein Wort an Euch. Als die Sündfluth vergangen war, da setzte Gott seinen Bogen in die Wolken, zum Zeichen, daß nicht mehr hinfort eine Sündfluth komme, die alles Fleisch verderbe. Der Regenbogen besteht aus sieben Farben. Hier habt ihr auch sieben Stücke, die zusammengebunden und geübt einen schönen Bundesbogen bilden, Euch zum Zeichen eurer zeitlichen Erhaltung. Trachten wir am ersten nach dem Reiche Gottes, daß wir Glieder der Kirche Gottes auf Erden sind und bleiben, arbeiten wir dabei treu und fleißig in unserem Berufe, warten zuversichtlich auf die Stunde des Herrn; lassen wir uns benügen an dem, das da ist; danken wir für Alles, was Gott uns giebt; theilen wir mit an die Hilfsbedürftigen, und halten zu Rath, was dann übrig bleibt: so müssen wir genug haben, so lange wir leben, und können das selige Gebot „Sorget nichts!“ erfüllen. Ja, ich sollte es eigentlich nicht ein Gebot, sondern ein Recht, eine Verheißung nennen. Es ist doch ein seliges Recht der gehorsamen Kinder Gottes auf Erden, nichts zu sorgen! Gott sorgt ja für uns nach seiner herzlichen Barmherzigkeit. Als der heilige Apostel Johannes sterben sollte (so erzählt uns das christliche Alterthum), ließ er sich sein Grab mit Rosen bestreuen, legte sich darauf und schlief im Glauben an Jesum Christum hinüber in die ewige Herrlichkeit. Durch das Recht und Gebot „Sorget nichts!“ ist uns der ganze Lebensweg von der Liebeshand unseres Bräutigams Jesu Christi mit Himmelsrosen bestreut, daß wir darauf ausruhen von einer Freude zur andern. Gott schenke uns Glauben und Gehorsam, daß wir's thun, durch Jesum Christum! Amen.

(Kirchenblatt von Ehlers; für das „Gemeindeblatt“ bearbeitet.)

### Zur Kirchweihe.

Am 17. Sonntage n. Tr. 1544 wurde die erste neuerbaute evangelische Kirche im Schlosse zu Torgau in Gegenwart des Kurfürsten Johann Friedrich und seines ganzen Hofes durch Dr. Martin Luther geweiht. Luther predigte über das Evangelium des Tages. Er sagt darin:

Es soll dies Haus geordnet sein für die, so allhier im Schlosse und am Hofe sind. Nicht, daß man daraus eine sonderliche Kirche mache, als wäre sie besser, denn andere, wo man Gottes Wort predigt. Denn siele die

Noth vor, daß man hier nicht könnte zusammenkommen, so möchte man wohl draußen bei dem Brunnen — er wies damit hin auf den damals im Schloßhofe befindlichen kunstreichen Brunnen — oder sonst wo predigen. Nun muß der Hause einen Raum haben, da er ordentlich zusammenkommt, und ist der Vortheil dabei, daß das Gebet noch eins so stark geht, wenn der ganze Haufe einträchtiglich betet.

Bei der Auslegung des andern Abschnittes, da Jesus die ehrsüchtigen Gäste tadelt, die da erwählten, oben an zu sitzen, heißt es:

Es muß der Unterschied sein, von Gott geordnet, daß der im höheren Stande ist, auch höher sitzt, und soll ja nicht sein, daß sich der Graf über den Fürsten, der Knecht über den Herrn setze. Aber da liegt es an, daß du das Wort *er wähle* recht verstehst und wissest, daß du unter dich fahrest und deinem Nächsten dienest, nicht aber, daß du erwählst emporzufahren über jedermann, als siehst du darum vor Gott besser denn andere. So zum Exempel bin ich ein Prediger, dazu hat Gott mir Gnade gegeben, aber daneben mir befohlen, daß ich mit solcher Gabe mich nicht überheben soll, sondern herunterfahren und jedermann dienen zu seinem Heil, wie Paulus sagt: Ein jeglicher unter uns stelle sich also, daß er nicht ihm selbst, sondern seinen Nächsten gefalle zur Besserung. Also hat er andere zu Fürsten, Herren, Edelleuten, Regenten, Gelehrten gemacht und dazu gegeben Herrschaft, Gewalt, Ehre, hohen Verstand und dergleichen. Und will, daß man sie soll in Ehren halten und oben ansetzen. Aber also, daß sie sich nicht darum selbst über alle erheben, wo sie denn am meisten mit Stolz und Hoffart sündigen, sonderlich zu dieser Zeit, da es ganz unmäßig zugeht mit Trogen und Pochen. Darum, der du gewaltiger, höher, gelehrter, edler bist denn andere, denke daran, daß dir befohlen ist, anderen damit zu dienen; wo nicht, so wisse auch, daß du mit deiner schönen hohen Ehre und Schmuß zur Hölle verstoßen wirst. Denn Gott hat nicht allein Fürsten, Grafen, Edelleute und Hochgelehrte geschaffen und zu seinem Reiche geladen, sondern ist ihm einer so gut als der andere, wenn er ein Christ ist.

Denke also nicht, du müßtest allein oben an sitzen oder dürfeft niemanden weichen. Denn der Gott, der dich gemacht hat zu einem Regenten, Herrn, Doctor oder Lehrer, der ist eben sowohl des armen Bettlers Gott vor deiner Thür und sehen seine Augen ebenso steif auf ihn, als auf den größten Herrn oder Fürsten auf Erden. Ja, so du in deinem Herrenstande willst stolz und hoffärtig sein mit Verachtung der anderen, wisse, daß der geringste Bauernknecht, der in Demuth einhergeht, vor ihm besser ist, denn du. — Summa! Du sitzt oben, oder in der Mitte, oder unten, so machet es der Glaube alles gleich, der da sagt: Wir glauben alle an einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde. Welch ein unchristlich Ding ist es also, daß einer den andern verachtet, weil er ihn siehet in einem anderen Stande und etwas anderes thun, als er ist und thut.

Zum Schluß der Einweihungspredigt sagt er: Und nun ihr dieses Haus, lieben Freunde, habt helfen besprengen mit dem rechten Weihwasser, Gottes Wort, so greifet nun auch mit mir zum Räuchfaß, das ist zum Gebet, und laßt uns Gott anrufen und beten für seine heilige Kirche, daß er sein heiliges Wort bei uns erhalte und allenthalben ausbreiten wolle, auch dieses Haus rein erhalte, wie es jetzt Gott Lob eingeweiht in der Heiligung durch Gottes Wort, daß es nicht durch den

Teufel entheiligt oder verunreinigt werde mit seinen Lügen und falschen Lehre.

Der Eindruck dieser Predigt war ein gewaltiger. Dr. Balthasar Summer, ein Zeitgenosse Luthers, nachmals Stadtpfysikus und Schulvorstand in Torgau, hatte sie als sechzehnjähriger Jüngling mit angehört. Es war ihm gewesen, „als hätte Gott selbst auf der Kanzel gestanden“. Er sagt in seinem Tagebuch:

„Im Schlosse zu Torgau hörte ich den großen heiligen Mann, den Herrn Dr. Martin Luther, bei der Einweihung der neuen Kirche predigen. Ich bewunderte seine Stimme, die mir dünkte, als hörte ich die göttliche Majestät selber reden. Dieses großen Mannes Predigt will ich ewig gedenken, ob ich ihn gleich als ein Jüngling gehöret. Doch will ich seine Person und Predigt mit Freuden stets bewundern. Und danke Gott, daß er mir in meiner Jugend diese Glückseligkeit meines Lebens gegönnt, diesen heiligen Mann zu sehen und zu hören, und bitte ihn mit feurigem Wunsche, daß er mich in der Lehre, welche Dr. Luther vor der ganzen Welt und allen Teufeln bekannt, fest erhalte und mit seinem Heiligen Geist mich regiere und führe.“

Gott gebe, daß viele solche Kirchweihpredigten in solcher Lauterkeit vor Gott ohne alles Ansehen der Menschen und mit solcher Beweisung des Geistes gehalten werden und daß sich viele dadurch mit heiliger Liebe zur Wahrheit, zur reinen, lauterer Lehre entzünden lassen, wie Balthasar Summer. „Concordia.“

## Seiden und Seidenschristen.

### China.

Das Kaiserthum China liegt im Erdtheil Asien und ist dort, man kann sagen, eine Welt für sich. Nach Osten zu ist es vom Meere begrenzt, gegen Westen und Süden zu sind undurchdringliche Gebirge, gegen Norden zu, wo es noch am zugänglichsten ist, wurde bereits vor 2000 Jahren eine ungeheure Mauer gebaut — so hoch, daß drei Männer aufeinander stehend noch nicht darüber wegsehen können, so breit, daß sechs Reiter nebeneinander Platz darauf finden. So ist China abgeschlossen von aller Welt, eine Welt für sich, wie eine ungeheure Insel mitten in der Welt. Darum nennen die Chinesen ihr Land das Reich der Mitte. Sie betrachten sich für das einzige gebildete Volk, alle anderen Völker sind Barbaren, ihr Land ist das Himmelreich, das blumenreiche Land, und die übrigen Länder sind Behausungen der Teufel.

Dies China ist das größte Reich der Welt, überbevölkert wie kein anderes Land. Es giebt dort Städte mit 1 und 2 und mehr Millionen Menschen; manche Gegenden sind so reich an Bewohnern, daß das Land zu enge ist, und die Flüsse aushelfen müssen. Auf Flüssen werden Hütten gebaut, ein wenig fruchtbare Erde darauf giebt ein Gärtlein, und so geschieht es, daß ganze Dörfer auf dem Wasser dahinschwimmen. Das ganze Reich zählt etwa 360 Millionen Menschen, also mehr als ganz Europa. Wenn es möglich wäre, daß an jedem Tage 1000 Chinesen Christen würden, so müßten gleichwohl 1000 Jahre vergehen, bis ganz China ein Christenland geworden. Kein Monat vergeht, wo nicht eine Million unsterblicher Seelen ohne den Trost des Evangeliums stirbt. Es giebt kein zweites Land der Erde, das solch eine Menschenmasse enthält, als China.

An der Spitze dieses ungeheuren Reiches steht ein Kaiser mit einer Macht und Gewalt, wie kein anderer Regent der Welt. Er steht seinem Volke als Gott

gegenüber, Niemand darf ihm nahen, ohne neunmal mit der Stirne den Boden berührt zu haben. Alle seine Erlasse endigen mit dem Wort: Nichtet euch darnach und zittert! Und ein chinesisches Spruch sagt: Es ist besser in der Höhle des Löwen zu schlafen, als sich sonnen in den Strahlen der kaiserlichen Gunst:

Hören wir nun, wie es unter dem Chinesenvolk selber aussieht. Die Chinesen sind seit Jahrtausenden ein Volk, das in Künsten und Wissenschaften auf sehr hoher Stufe steht. Die Buchdruckerkunst und das Schießpulver haben sie lange vor uns erfunden, Porzellan verstehen sie besser zu verfertigen als wir, in Seidenstoffen und manchem Andern übertreffen sie uns weit. Die Chinesen haben noch andere Vorzüge. Das Alter wird bei ihnen mehr geehrt, die Eltern stehen in größerer Ehrfurcht. Wenn ein Chinese wider den Vater die Hand erhebt, wird er hingerichtet, und wenn ein Vatermord vorkommt, wird die ganze Straße, wo der Frevler lebt, dem Erdboden gleich gemacht. Auch die Obrigkeit findet mehr Bescheidenheit und Ehrerbietung als bei uns.

Aber um so trauriger ist nun, was von China weiter zu erzählen ist.

Da steht denn obenan die schönste Habsucht. Bei uns giebt es davon auch zu erzählen; wie Viele giebt es bei uns, die nichts wissen und begehren als reich werden; aber es giebt doch Dinge, deren bei uns auch der große Haufe sich schämt. Der Kindermord ist in China ein Stück Geiz und Habsucht, dessen man wenig sich scheut. Wird ein Kind mehr geboren als die Eltern wünschen, wird sonderlich ein Töchterlein geboren, so wird es gemordet. In der Stadt Chenas fahren täglich Wagen umher, die die Nachts ausgelegten Kinder sammeln und hinausführen, und jährlich werden Tausende auf solche Weise umgebracht. Und wie die schönste Habsucht, so herrscht nicht minder die schönste Genußsucht. Wollust erfüllt Alles; keine Schämung der selben; die Vielweiberei mit all ihren Greueln ist ein Beruf für alle, die die Mittel dazu haben. Dabei herrscht eine Falschheit in China, wie sie wohl nirgends in gleicher Weise vorkommt. Die Beamten bestechen und lassen sich bestechen; wer am meisten giebt, hat am meisten Recht; auf das Wort eines Beamten kann Niemand sich verlassen. Die Treue ist etwas, das man in China vergebens sucht. Und die Kaufleute, deren es so viele in China giebt, sind nicht minder treulos. Geld zusammenscharren will Alles; was thut da Lüge und Betrügerei? Ueber Alles aber geht bei dem Chinesen die hohe Meinung, die er von sich hat. Ich weiß nicht, ob ihr schon das Bild eines Chinesen gesehen habt. Solch ein Bild ist leicht zu kennen; es ist das Bild eines fatten, selbstzufriedenen, selbstgenugsamen Menschen, dessen ganzes Wesen den Eindruck macht: Ich bin Etwas, und alle Andern sind Nichts! Und das ist ein gemeinsamer Zug aller Chinesen, überall sieht man diese Satttheit und Selbstzufriedenheit, verbunden mit der nicht minder großen Verachtung alles Andern, und es giebt kein Volk der Welt, bei dem diese maßlose Selbstüberhebung so widerlich zu Tage tritt, wie bei den Chinesen.

Und wie steht es nun mit dem häuslichen Leben in China? Das Fleisch mit all seinen traurigen Früchten führt das Regiment. Lasset mich nur Etlliches davon euch anführen. Wenn man bei uns ein Gift nennen wil, das schon recht Viele zu Grunde gerichtet hat, so darf man nur den Branntwein nennen. In China giebt es ein Gift, das noch schlimmer ist und noch schrecklicher wirkt, das ist das Opium. Das ist nichts zum Trinken, sondern etwas zum Rauchen, eine Art

Pillen, die aus dem Mohnsamen bereitet und deren Rauch dann aus langen Pfeifen langsam eingeathmet wird. Nach wenigen Zügen liegt der Raucher ganz berauscht da und ergeht sich in den aufgeregtesten, wolüstigsten Träumereien. Und ist der Rausch vorüber, so ist der ganze Mensch wie zerschlagen, eine furchtbare Erschlaffung tritt ein, die den ganzen Menschen an Leib und Seele zerrüttet. Und doch ist gerade wie beim Branntwein auch. Ein Branntweinfäuser spürt, daß der Branntwein ihn an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit zu Grunde richtet, und doch läßt er nicht vom Branntwein, er ist ein Sklave des Branntweins. So ist auch beim Opiumraucher; er sieht es, daß er zu Grunde geht, und ist doch gierig und lustern nach seinem Opium. Ein Missionar kam einst in ein Opiumwirthshaus — denn wie es bei uns Branntweinschenken giebt, so giebt es in China Opiumkneipen — und erzählt nun von dem, was er gesehen, Folgendes: „Als wir eintraten, sammelte sich bald eine kleine Gesellschaft von Opiumrauchern, die hieher gekommen waren, um sich an dem kostspieligen Rauche gütlich zu thun. Es war eine bejammernswerthe Gruppe mit bleifarbenen, eingefallenen Wangen, glanzlosen, gläsernen Augen, mit blödsinnigem, starrem Blicke. Da war ein Jüngling, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, vor kurzem erst das Rauchen begonnen hatte und sichtbar einem frühen Greisenalter entgegenste; dort ein Mann in mittleren Jahren, welcher, ein halbes Leben lang das Opfer dieser verderblichen Leidenschaft, seinen ausgemergelten Leib in ein frühes Grab zu tragen im Begriffe war. Hier stand ein älterer Mann, dessen eiserne Kraft die langsamen aber sicheren Schritte der Auszehrung besser abgewendet hatte, dessen aufgedunsene Wange aber und starrer Blick von dem in seinem Innern wüthenden Verderben zeugte. Alle gaben ihr Uebel und Leiden zu und legten sogar den Wunsch an den Tag, davon befreit zu werden; Alle beklagten das Schwinden ihrer Kraft, ihre zunehmende Schwäche, aber gestanden auch die Unmöglichkeit, ihre Gewohnheit zu überwinden; Alle stimmten ein, daß die berauschenden Wirkungen des Opiums schlimmer wären als die Trunksucht, und daß der darauf folgende Schwindel mit allen anderen schlimmen Folgen sie zu jeder Anstrengung unfähig mache.“ Und solcher Opiumhäuser giebt es in jedem Orte, in Städten giebt es deren tausende, es ist alles voll davon. Das sehen nicht bloß die Christen, das sehen auch die Heiden ein, China muß am Opium zu Grunde gehen.

So sieht es aus bei den Männern Chinas; und wie steht es nun bei den Frauen? Wie in Ostindien, wie fast in allen Heidenländern, wachsen auch in China die Töchter in größter Unwissenheit auf. Vom Lernen ist schlechterdings keine Rede. Ihre einzige Beschäftigung ist die Arbeit, ihre Erholung ist Puz und Tand. Und kaum sind sie 12 und 13 Jahre alt, so werden sie verheiratet, d. h. jetzt beginnt erst ihre allertraurigste Zeit. Des Mannes Lastthiere, gut genug zum Sklavendienste, preisgegeben allen seine Lüsten und Grausamkeiten — so leben sie dahin unter den Qualen der Vielweiberei, überdrüssig des Lebens, froh, wenn dasselbe ein Ende nimmt, voll Unmuths daß sie nicht als Kinder getödtet wurden, immer bereit, ihren Kleinen aus Mitleid dieselbe Pein zu ersparen durch Kindermord, der ihnen kein Frevel ist. Das sind die Frauen Chinas, unter deren Händen das nachfolgende Geschlecht zunächst aufwächst.

Bisher war noch kein Wort von der Religion der Chinesen die Rede. Es ist eine überaus armselige Religion. Was opfern die Chinesen? So leicht macht

es sich kein Volk mit seinen Opfern: China verbrennt Streifen Gold- und Silberpapier, und das heißt ein Opfer! Solch Gold- und Silberpapier wird in ungeheuren Massen verbraucht und bildet einen bedeutenden Handelsartikel; reiche Leute unterhalten besondere Personen, die für sie solche Papierstreifen verbrennen. Damit wollen sie anzeigen, daß sie Hab und Gut ihren Göttern aufopfern — freilich eine bequeme Art, sich mit seinen Göttern abzufinden, da man das Beste, die Sache selbst, für sich behält und ein paar Papierstreifen den Göttern verbrennt! Und was sind das nun für Götter, was ist die Religion Chinas?

Alle Religion ist ursprünglich Anbetung des Einen lebendigen Gottes gewesen, bis man Gott vergessen über der Natur. So hat auch in China ganz in weitester Ferne noch die Erinnerung an Einen Gott gedämmert, ist aber allmählich immer mehr zurückgetreten, und an deren Stelle ist die Vielgötterei gekommen, da man die Zahl der Götter zuletzt wie den Sand am Meere schätzte. Da trat etwa 500 Jahre vor Christo in China ein Mann Namens Confucius auf, früher ein Schreiber, nachher ein vornehmer Beamter, und lehrte, um alle seine Weisheit mit einem Wort zu sagen: Rechtthun ist die beste Religion. Zwar wollte er den alten Volksglauben nicht umstoßen, all das ließ er auch daneben stehen, aber den Vornehmen sagte er, das alles seien bloß mißverständene Bilder und Gleichnisse, wirklich sei all das nicht, all diese Gottheiten seien nur allgemeine Wahrheiten. Wirklich und wahr, lehrte er, sei nur, was all dem zu Grunde liege, nämlich das Rechtthun, das sei die Hauptsache, die beste Religion. Und so wie er, hielten es allmählich alle Chinesen, die zu den Vornehmen und Gebildeten gehören wollten. Sie stießen die Volksreligion nicht um, machten sogar alle Festlichkeiten mit, aber es war alles nur leere Form, ihre Religion war ihnen das Rechtthun, d. h. der Obrigkeit gehorchen, die Eltern ehren, dem Nächsten nichts Böses thun, und was darüber hinaus geht, das dünkte ihnen vom Uebel. So kam es, daß China allmählich seine Religion verlernte. Der vornehme Chinese betet nicht, er opfert nicht, er verbrennt seine Gold- und Silberpapierstreifen und lächelt dazu, und wenn Andere mehr thun, werden sie zwar nicht verspottet, man läßt sie gewähren, denkt aber dabei: ich weiß es doch besser, daß an eurer ganzen Sache nichts ist! Chinas Religion ist keine Religion haben, seine Religion ist das Rechtthun, und noch dazu ein recht armseliges Rechtthun, das mit allen Sünden sich verträgt.

Ihr seht, was bei uns Leute als das Allerneueste und Beste in Sachen der Religion bringen, das ist eine uralte Sache. Die Sadducäer im Judenlande waren gerade so weit, und die Chinesen haben solch eine Weisheit auch schon gekannt. Das Sprüchlein „Rechtthun ist die beste Religion“ ist eine uralte Lüge des Satans, der mit diesem Wort den Leuten die Religion aus dem Herzen stiehlt. Rechtthun ist eine Frucht der Religion, aber es ist keine Religion selber, und wer keine wahre Religion hat, der kommt auch zu keinem Rechtthun.

Und nun sagt alles zusammen, was wir von den Chinesen gehört haben. Sie sind ein Volk von Sünden und Lastern, das an seinen Sünden sicherlich zu Grunde geht, und doch dabei so satt und selbstzufrieden ist, ein Pharisäerwolk, wie kein zweites in der Welt, das blindlings ins Verderben hineinrennt und dabei immer noch das sichtbare Himmelreich sich dünkt.

(Schluß folgt.)

## Kürzere Nachrichten.

— Ein sehr interessanter Synodalbericht ist uns aus dem fernen Manitoba zugegangen. Es ist der Bericht über die erste Jahresversammlung der evangelisch-lutherischen Synode von Amerika, die am 24. Juni 1884 und den folgenden Tagen zu Winnepeg in Manitoba abgehalten worden ist. Die Synode wurde mit einem Gottesdienst eröffnet, in welchem Herr Pastor J. Bjarnason über Luc. 1, 5—17., 57—80. die Predigt hielt. Sodann wurde mitgetheilt, daß die auf einer behufs Gründung der Synode früher zu Mountain, Pembina Co., Dak., entworfene Constitution von 12 Gemeinden angenommen worden sei. Diese Gemeinden waren auch, wie eine Einsichtnahme in die vorgelegten Beglaubigungsschreiben ergab, durch Delegaten vertreten. Außer diesen waren noch Abgeordnete von zwei Gemeinden erschienen, die sich mit gewissen Punkten jener Constitution nicht hatten einverstanden erklären können. Gleich in der Vormittags-sitzung des zweiten Tages wurde denn eine Committee, die zum Theil aus Delegaten der letzteren Gemeinden bestand, mit der Einbringung von Vorschlägen zur Abänderung jener Punkte beauftragt, und dieselbe legte in einer Sitzung, die von 7 bis 11 Uhr Abends dauerte, ihren Bericht vor. Nach den auf Grund dieses Committeeberichts getroffenen Verfassungsbestimmungen sollen in der Synode Sitz und Stimme haben die in der Synode stehenden Prediger und die erwählten Delegaten der zur Synode gehörenden Gemeinden; und zwar soll für 100 confirmirte Gemeindeglieder ein Delegat, für über 100 und bis 200 Gemeindeglieder ein weiterer Delegat, für über 200 und bis 300 Gemeindeglieder ein dritter Delegat u. s. w. gewählt werden. Die Abstimmung über diese und zwei andere Bestimmungen geschah durch Namensaufruf. Am folgenden Tage wurde dann den Delegaten der beiden Gemeinden, welchen nun Genüge geschehen sei, volles Stimmrecht in der Versammlung zuerkannt. Von anderen Gegenständen der Verhandlung und Beschlußnahme nennen wir die Einrichtung von Sonntagschulen; die Herausgabe eines Synodalblattes, welche beschloffen und einer Committee zur Ausführung übergeben wurde; die Anlegung einer Statistik der sämtlichen Getauften und Confirmirten aller Synodalgemeinden; Vorkehrungen für die Bestimmung eines Orts für die nächste Synodalversammlung. Die Wahl der Beamten und der stehenden Committee für das nächste Jahr wurde in der letzten Sitzung vorgenommen. Präses ist Pastor J. Bjarnason in Winnepeg, Manitoba.

— Pastor Homme berichtet in „F. G. og U.“, daß die Zahl der Indianerkinder im Missionshause Bethanien bei Wittenberg, Wis., jetzt auf neun gestiegen sei. Um mehr Raum zu gewinnen, will man auf einem für diesen Zweck angekauften Grundstück von 80 Aekern ein Gebäude errichten, in welchem dann so viele Indianerkinder, wie man aufreiben und unterbringen kann, christlich erzogen werden sollen.

— Unter den Japanesen, die sich an der Westküste unseres Landes niedergelassen haben, hat in den jüngsten Zeiten die Saat des Evangeliums einen fruchtbaren Boden gefunden. In San Francisco allein bestehen zwei japanesische Christengemeinden, deren eine in den letzten drei Monaten um 24 Glieder zugenommen hat. Die Japanesen in Amerika sind im ganzen leichter für das Christentum zu gewinnen als die Chinesen. Diese kommen allermest nur mit der Absicht in unser Land, hier schnell möglichst viel Geld zu

winnen und dann wieder heimzukehren nach China; sie halten demgemäß auch zäher fest an ihrer vaterländischen Religion und den angestammten Sitten. Die Japanesen hingegen kommen meistens, um hier zu lernen, und die meisten, die sich an unserer Westküste niedergelassen haben, haben sich auch dem Christentum angeschlossen. Es sind vornehmlich die Methodisten und die Presbyterianer, die unter diesen Leuten Mission treiben, und die letztgenannten haben am meisten Erfolg bei ihrer Arbeit erfahren. Es steht zu hoffen, daß aus der Zahl derer, welche hier Jesum, den Heiland auch der japanesischen Heiden, kennen lernen, mit der Zeit Missionäre gewonnen werden mögen, die willig und geschickt sein werden, ihren Volksgenossen in der alten Heimat das Evangelium zu bringen. Ein japanesischer Prediger Namens Nefima, der sich eine zeitlang in den Vereinigten Staaten aufgehalten hat, ist wieder zurückgekehrt, um zur Bekehrung seiner Landsleute thätig zu sein. Eine bedeutende Erleichterung der Arbeit besonders amerikanischer Missionen in Japan dürfte aus einer Maßregel erwachsen, die neuerdings die japanische Regierung angeordnet hat, daß nämlich in den Volksschulen des Landes der Unterricht in der englischen Sprache eingeführt werden soll, sobald die hierzu erforderlichen Lehrer können gewonnen werden.

— In die schwedische Missionsgemeinde zu Salt Lake City, der Mormonenhauptstadt, sind, wie an „Aug. u. Miss.“ berichtet wird, sieben neue Mitglieder aufgenommen worden. Große Freude hat dem Missionar ein Ehepaar bereitet, das sich vom Mormonentum öffentlich losgesagt und wieder zum alten Glauben gewandt hat. Die Leute waren neun Jahre lang Mormonen und hatten in Schweden in behaglichen Verhältnissen gelebt, aber dem unseligen Lügengreuel zu Liebe alles preisgegeben. Sie haben zwei Töchter von 15 und 20 Jahren, die mit großem Eifer und Fleiß am Confirmandenunterricht teilnehmen. Auch manche Andre der armen verführten Leute haben jetzt erst gelernt, welch hohes Gut sie an ihrem lutherischen Glauben verschert haben. Die Frau Carlson, welche für die Missionsarbeit unter den Frauen der Mormonenstadt gewonnen worden ist, ist die Witwe des vor einigen Jahren in Indien verstorbenen Missionars Carlson.

— Die Mission im nördlichen Persien befindet sich, wie berichtet wird, in einem blühenden Zustand. Auf den Hauptstationen sind 40 Missionare beschäftigt, und außer diesen größeren Werkstätten christlicher Liebeshätigkeit sind noch etwa hundert kleinere Stationen in Angriff genommen. Den genannten 40 Missionaren stehen ohngefähr 200 eingeborne Gehilfen zur Seite.

— Am 20. Dezember vorigen Jahres ist der pommerische Generalsuperintendent Dr. Faspiß im Alter von nahezu 77 Jahren aus dieser Welt geschieden. Am 12. Juli hatte er noch sein 50jähriges Amtsjubiläum und vierzehn Tage später seine goldene Hochzeit gefeiert. Das Amt des Generalsuperintendenten hatte er seit dem 28. Februar 1855, also über 30 Jahre lang bekleidet.

— Im vorigen Sommer wurde in New York der Negers Samuel David Ferguson von den Episcopalen zum Bischof für die Mission auf Kap Palmas in Afrika ordinirt, und man war über die Gewinnung dieser Kraft um so mehr erfreut, als es sehr schwer hält, geeignete Personen für die Missionsarbeit in West-Afrika zu finden. Nun wird gemeldet, daß Bischof Ferguson den König Greboes auf Kap Palmas und seine Gemahlin getauft hat.

## Büchertisch.

Alle an dieser Stelle empfohlenen Bücher zc. können durch unsere Synodalsbuchhandlung bezogen werden.

Folgende Synodalberichte über Districts-Synodalversammlungen der Ehrev. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. seien hiermit zur Anzeige gebracht.

Bericht des Mittleren Districts. Lehrverhandlungen über die Lehre von den Engeln. — 56 Seiten. Preis 15 Cts.

Bericht des Westlichen Districts. Lehrverhandlungen über den Satz: Die lutherische Kirche glaubt, lehrt und bekennet nach Gottes Wort fernher, daß auch die weltliche Obrigkeit weder Recht noch Macht habe, über Glauben und Gewissen ihrer Untertanen zu herrschen. — 59 Seiten. Preis 15 Cts. und 3 Cts. Porto.

Bericht des Nebraska-Districts. Lehrverhandlungen über die Absolution. — 59 Seiten. Preis 15 Cts.

Was ist vom sogenannten tausendjährigen Reiche zu halten? Eine wichtige Frage, in sieben Thesen nebst Erläuterungen allen bibelgläubigen Christen vorgelegt. Separat-Abdruck aus den „Verhandlungen der neunten Jahresversammlung der Synode der ev.-luth. Freikirche von Sachsen u. a. St. Anno Domini 1885“. Zwickau i. S. Druck von Johannes Herrmann. In Commission bei Heinrich Neumann in Dresden.

85 Seiten broschirt. Preis uns nicht bekannt.

Die Lehre, welche in dieser Schrift mit den Worten des Wortes Gottes und in Uebereinstimmung mit dem lutherischen Bekenntnis so entschieden bekämpft wird, der Irrtum von einem noch bevorstehenden tausendjährigen Reich Christi auf Erden vor dem Ende der Welt, hat auch hier in Amerika, und zwar im Osten und im Westen, unter denen, die Lutheraner sein wollen, Vertreter genug; daher auch unsere Christen, die es wirklich auch in diesem Stück mit dem lutherischen Bekenntnis halten, durchaus nicht etwas Ueberflüssiges thun, wenn sie sich einmal gründlicher mit der Bedeutung jenes Irrtums und mit der schriftgemäßen Beurteilung desselben vertraut machen, und wir können keine für diesen Zweck empfehlenswertere Anleitung hiezu, als sie die vorliegende Schrift bietet. G.

## Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXI: PP L F Frey (für Knospe, Ponath, Gossow) 1.90; Danmann 1.05; Merbitz 1.05; Scheitel 6.10; Bading 10; S Dehler 5.25.

Die Herren Hüls 1.05; H Claus 1.05; Schofnacht 1.05; Frau S. Ernst 1.05.

Jahrg. XX, XXI: Herr Schramm 2.10; P Himmler 1.10.

Für das Seminar: P Rader, Dankopfer für Genesung von N. N. \$1.50; P Gauferwig, Weihnachtscoll. \$5.50.

Für die Anstalten: P Reichenbecher, von L Müller \$2; P Hoffmann, von J Hahn \$1.

Für arme Studenten: P Hölzel, Coll. auf D Plonskys Hochzeit \$4.60.

L. H. Jäkel.

Für das College erhalten: P Ph Sprengling, Weihnachtscoll. \$7, von N. N. zum Besten des Reiches Gottes \$2; P Tr Gensike, für das Reich Gottes von N. N. \$10. P Brenner, von der jährlichen Hauscollekte der Parochie Zionia für unsere Lehranstalten: J Frömmig \$10, die Hälfte für die Baukasse; L Zwieg \$1, die Hälfte für die Baukasse; A F Diez \$2, die Hälfte für die Baukasse; C Schönike \$5, davon \$2 für die Baukasse; C Dornfeld \$2; H Streege \$1; F Braasch \$1; W Jäger \$6; L Schönike \$3; F Schumacher \$1; F Hübner \$10; L Hübner \$5; Witwe J Meyer \$1; P G Ph Brenner \$5.

J. H. Brockmann.

Für die Heiden-Mission: P H Brandt, Weihnachtscoll. fr. Gem. \$6; P Petri, von fr. Gem. in Leeds \$2; Lehrer Gruel, von S. Menzel 30 Cts., C Dräger 25 Cts., H Manske 25 Cts., pers. 45 Cts.

Für die Neger-Mission: P Hölzel, von N. N. \$3, H Michler \$1; P J Haase, Theil der Erntedank- und Missionsfestcoll. \$5.

C. D. D. D. D.

Unterzeichneter bescheinigt hiermit, von Gliedern der hiesigen Gnaden-Gemeinde (P Th Jäkel) folgende Gaben zum Besten der Christus-Gemeinde empfangen zu haben: G Martin \$2, F Adler, W Kücker je \$1, R Siering \$1.50, P Jäkel \$3, G Brumder \$5, J Andra \$2, Kaffuba sen. \$1, Frau Upmeyer \$2, Ch H Upmeyer, F Werner je \$1, Bunde & Upmeyer \$5, C W L Kaffuba \$1, J D Inbusch \$10, A Märker \$1, A Frank, J H Inbusch je \$5, Frank jun. \$2, Frau Schmeer, G Griebing, Gottf. Griebing je \$1, F Neuter \$2, R Großenbach \$1, Ch Schibursky, J Erdmann je \$2, A Erdmann, R Knöchel, Frau C Bartmann, Frau Just, Frau Sprengling je \$1, G Knöchel \$2, W Töpfer sen. \$5, Frau A Neuter \$2.

Den lieben Gebern herzlichen Dank; Gott wolle es reichlich vergelten.

Milwaukee, den 15. Februar 1886.

H. Bergmann.

## Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalsbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

### Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

### A First Course

in

## Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

## Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.